

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Jugenderinnerungen eines alten Arztes

Kussmaul, Adolf

Stuttgart, 1899

Sechstes Buch. Reisebilder

Sechstes Buch.

Reisebilder.



Das Känzel leicht beladen,
Im Herzen leichtes Blut,
Und einen Kameraden
Zur Seite wohlgemut,
So wird die Reise gut.

Der Frühling 1847.

Als der Frühling in das Land kam, sah ich wieder frisch in die blühende Welt und behauptete, das Wohlgefühl der Wiedergenesung wiege die erduldeten Leiden auf. Was ich vor meiner Krankheit achtlos und ohne Dank hingegenommen, den freien Gebrauch der Glieder und der Organe zum Atmen und Speisen, oder nachts die bequeme Lage und den ruhigen tiefen Schlaf, all das war mir jetzt unsäglicher Genuß.

Mit Freude begrüßte ich die Freunde, die im Herbst nach Paris gegangen waren und heimgekehrt mich jetzt besuchten, darunter Eduard Bronner, alle elegant gekleidet, wie ich sie nie gesehen, nach der neuesten Pariser Mode. Neugierig lauschte ich ihren Schilderungen des modernen Babylon, seines Lebens und Treibens, seiner Paläste, prächtigen Straßen, Plätze und Lustgärten, seiner berühmten Aerzte, Gelehrten und Staatsmänner. Sie rühmten den freien patriotischen Sinn der Franzosen, ihr freundliches Entgegenkommen, ihre gefälligen Umgangsformen. Ueber die politische Stimmung Frankreichs gaben sie ernsten Bericht. Der Thron des Bürgerkönigs Louis Philippe stand nicht fest, Mißgriffe und Unwürdigkeiten in der inneren und äußeren Politik, vor allem aber die Habsucht des Königs, hatten die öffentliche Meinung erbittert und ihn um Achtung und Ansehen gebracht. Schlechte Ernten mit Verteuerung des Brotes drückten auf die Stimmung der Massen, die Käuflichkeit einzelner hoher Staatsbeamten und furchtbare Verbrechen in den obersten Schichten der Gesellschaft regten die niederen, der politischen Rechte beraubten Klassen

gegen die höheren auf. Geheime Gesellschaften waren unermüdet an der Arbeit, das Königtum zu stürzen. Presse und Bühne eiferten um die Wette gegen die Verworfenheit der Aristokratie und Bourgeoisie und priesen mit glänzenden Phrasen die arme und tugendhafte Welt der gamins de Paris und der ouvriers seiner Vorstädte.

Die jungen Mediziner hatten in Paris fleißig eingekauft und sich für die Praxis mit chirurgischen Instrumenten und ganzen Bestücken bei Charrière und Luer, einzelne auch schon mit Mikroskopen bei Oberhäuser, ausgerüstet. Dies ist jetzt anders geworden; wie in so vielen Dingen hat sich auch darin Deutschland unabhängig von Frankreich gemacht und fabriziert selbst vorzügliche Instrumente.

Das Neuste, was die Freunde mitbrachten, war die große Erfindung der Aetherbetäubung zu schmerzloser Ausführung chirurgischer Eingriffe. Am 13. November 1846 hatte Elie de Beaumont der Akademie der Wissenschaften einen Brief seines Freundes, des Mediziners und Naturforschers Charles Jackson aus Boston, mitgeteilt; eine neue Epoche der Chirurgie begann. Auf den Rat Jacksons hatte der Zahnarzt Morton am 1. September mit Hilfe eingeatmeten Aetherdunstes zum erstenmal eine Zahnoperation schmerzlos vollzogen und der Chirurg Warren am 16. Oktober eine Geschwulst am Halse entfernt. Seit Senners Einführung der Kuhpockenimpfung hatte keine Erfindung im Gebiete der Heilkunst Ärzte und Publikum so mächtig bewegt, wie diese amerikanische, die über Paris ihren Einzug in die alte Welt halten sollte.

Die Physiologen und Ärzte der französischen Hauptstadt hatten die einschläfernde und schmerzstillende Kraft des Aethers sofort bestätigt und näher studiert, auch Apparate zur wirksamsten Einatmung der Dünste erdnen, die Heimgekehrten brachten sie mit. Pseuffer wünschte Versuche über die Aetherwirkung zu machen, wozu sich ihm die jungen Ärzte zur Verfügung stellten. Auf meinem Studierzimmer wurden sie ausgeführt und von Pseuffer im 6. Bd. der Zeitschrift für rationelle Medizin veröffentlicht. Einer unsrer Freunde verriet in dem Stadium des Aetherrausches, das dem Schlafe vorausgeht, ein süßes Geheimnis, woran wir natürlich herzlichst teilnahmen. In zärtlichen welschen Worten beteuerte er der verlassenen Pariser Freundin seine deutsche Treue.

Bronner eröffnete mir seine nächsten Pläne. Er wollte nach Wien gehen, dessen alte medizinische Anziehungskraft durch das neu an seinem Himmel aufgegangene Doppelgestirn Rokitanshy und Skoda erstarkt war. Ich wäre unendlich gern mit ihm gegangen, doch fehlte mir der nervus rerum, das Geld.

Pfeufer erkundigte sich gütig um meine Zukunftspläne und drang darauf, daß ich mich um ein Staatsstipendium zu Reisezwecken bewerbe. Ich wußte, daß mein Gesuch aussichtslos wäre, aber ich durfte ihn nicht durch Widerspruch kränken; er schrieb mir einen warmen Empfehlungsbrief an den maßgebenden höheren Beamten in Karlsruhe, der ihm persönlich bekannt und geneigt war. Damit reiste ich nach Karlsruhe, wurde vorgelassen und stehend bedeutet, daß die badische Regierung keine Ursache habe, Aerzte mit Reisemitteln zu unterstützen, es gäbe deren übergenug im Lande, fast auf jedem Dorfe sitze ein Doktor. Wenn an der Landesheilstalt Illenau eine Hilfsarztstelle frei würde, wolle man mich, falls ich eine solche in Aussicht nähme, berücksichtigen. Glücklicherweise gelang es mir, von einem privaten Gönner auf Treu und Glauben tausend Gulden vorgestreckt zu erhalten, mit dieser Summe konnte ich ein Jahr auf Reisen zubringen.

An einem schönen Maientag — es war der Dienstag der Pfingstwoche — fuhren Bronner und ich von Wiesloch ab. Unser nächstes Ziel war München; die ärztliche Fakultät der bayerischen Hauptstadt lockte uns nicht, sie bedeutete wenig, einzig und allein der Kunstschätze halber wollten wir dort eine Woche verweilen. König Ludwig I. hatte München zu einer der sehenswerthesten Städte Deutschlands gemacht.



Die Fahrt nach München.

Den Weg von Heidelberg nach München legt man heute mit dem Schnellzug bequem in acht Stunden zurück. Damals war von der ganzen Strecke, die wir von Wiesloch nach München durchfahren mußten, nur der kleine Teil von Wiesloch bis Bruchsal und der größere am Ende der Reise von Augsburg bis München mit Schienen belegt, durch ganz Württemberg und von Ulm bis Augsburg mußten wir den Eilwagen benützen. Wir kamen am ersten Tag abends nach Stuttgart, nachdem wir in Baihingen an der Enz Mittag gemacht hatten, fuhren eng zusammengepfercht die Nacht hindurch bis Ulm, wo wir halb gerädert ankamen, wurden in Günzburg paßpolizeilich genau verhört und verbrachten die zweite Nacht zu Augsburg in den altberühmten drei Mohren. Erst am dritten Tag erreichten wir München.

Gleich bei der Abfahrt von Wiesloch bekamen wir einen älteren Herrn und eine junge Dame zu Reisegefährten, die, wie wir, nach München fuhren. Er stand in den Fünzigern, sie war ein blühendes Mädchen, hübsch, heiter und noch nicht zwanzig Jahre alt. Es waren Dunkel und Nichte; er schrieb sich in den Gasthöfen als Gutbesitzer vom Niederrhein ein und erzählte uns bei Gelegenheit, daß er als Rentner lebe und den Sommer in Tirol zubringe, wohin ihn seine Nichte in diesem Jahre zum erstenmal begleite. Der Dunkel hatte nichts Anziehendes, die Nichte gefiel uns besser.

In Baihingen wurde Halt gemacht und zu Mittag gegessen. Da stellte es sich beim Tischgespräche heraus, daß man unfrem Reisegefährten gegenüber die Worte auf die Goldwaage legen mußte. Mein

Freund unterhielt sich mit der Nichte über die Sehenswürdigkeiten, die uns in München erwarteten. Sie bemerkte ihm, daß sie neugierig sei, den Gottesdienst in der griechischen Kapelle dort kennen zu lernen, worauf er in aller Unschuld erwiderte: er meine gehört zu haben, daß der griechische Kultus noch unterhaltender sei, als der römisch-katholische. Es lag ihm nichts ferner, als die Absicht, Andersgläubige zu kränken, aber der Onkel hatte zugehört, fuhr empor und rief ihm über den Tisch zu: „Herr Doktor, die Kirche ist kein Theater! Ihre Aeußerung ist nur durch Ihre Jugend zu entschuldigen.“ — Mein Freund schwieg mit richtigem Takt, und die Nichte brachte klug und geschickt das Gespräch auf ein andres, unverfängliches Thema. — Nach Tische besprachen wir unter uns die Szene. Der Onkel war offenbar ein kirchengläubiger und glaubenseifriger Mann, aber er hatte nicht gelernt, seine Heftigkeit zu zügeln; wir beschloßen, des Zwischenfalls nicht zu achten, aber dessen eingedenk auf unsrer Hut zu sein. Wir verkehrten, als wäre nichts vorgefallen, mit Onkel und Nichte weiter, scherzten und lachten mit dieser, der Onkel lächelte dazu und gemahnte uns so an einen sauern Obsttuchen mit aufgestreutem Zucker.

In den „drei Mohren“ zu Augsburg legte man uns das merkwürdige Fremdenbuch vor. Der berühmteste Gast, der in dem Hause Quartier genommen, war Napoleon nach den großen Tagen von Ulm. In dem Buche stand ausdrücklich, wie der siegreiche Korsen den Magistrat der freien Reichsstadt beim Einzug begrüßt hatte. Seine Worte lauteten, ich glaube mich ihrer zu erinnern, wie folgt: „Ihr habt ein heillofes Pflaster, es ist Zeit, daß ich Euch einen Monarchen gebe, der für ein besseres forge!“ — Er hielt Wort, der Preßburger Friede vernichtete die alte Reichsfreiheit der schwäbischen Stadt und brachte sie an Bayern.

Nachdem wir Augsburg am Morgen des folgenden Tags besucht hatten, fuhren wir nachmittags nach München. Der Onkel rühmte den „Oberpollinger“ als gut und billig. Wir stiegen dort ab. Ueber der Thüre unsres Schlafzimmers glänzten in weißer Kreide die Buchstaben der heiligen drei Könige: † C. M. B. †. An dem Dreikönigstage kam alljährlich der Kapuziner mit Wedel und Weihwasser,

Besprenge das Haus und betete um himmlischen Schutz und Segen für Wirt und Gäste. In der Hut der drei Könige, der berühmtesten Reisenden der christlichen Welt, schliefen wir sicher und gut; außerhalb des Hauses, auf den Wanderungen durch die Straßen, vertrauten wir auf das Münchener Kindl und verweilten so, wohlbeschirmt, sieben schöne und lehrreiche Tage in der bayerischen Residenz.



München.

Um nicht unvorbereitet Sfarathen zu besuchen, hatte ich in den letzten Wochen vor der Abreise versucht, Kuglers Kunstgeschichte zu studieren, aber ohne rechten Nutzen, es fehlten mir die nötigen Anschauungen.

Sehr erwünscht war meinem Freunde und mir ein Empfehlungsbrief, den uns ein Oheim der beiden Landschaftsmaler Rottmann, der in Wiesloch als pensionierter Amtmann lebte, an seine Neffen mitgegeben hatte. Die Rottmann stammten aus der badischen Pfalz, aus Handschuchshheim bei Heidelberg, auch ihr Vater war Maler gewesen. Der alte Amtmann war ein seelenguter Herr und hatte sich in seinen Mußestunden der Dichtkunst beflissen, auch ein Bändchen Gedichte herausgegeben, worin er zur Freude der Wieslocher seinen Amtsbezirk besang und dem Dorfe Rauenberg den unvergeßlichen Vers widmete:

„In dem Thale überzweg
Liegt das Dörfchen Rauenberg.“

Wir machten gleich in den ersten Tagen Gebrauch von dem Briefe, aber leider war der ältere Bruder Karl, der berühmte Maler der italienischen Landschaften in den Arkaden und der griechischen in der neuen Pinakothek, verreist, der jüngere, Leopold, empfing uns freundlich und erteilte uns einige nützliche Ratschläge.

An einen dritten Landsmann und großen Maler in spe hatte uns Ludwig Eichrodt gewiesen, an seinen Freund Sudler, Jünger der Kunstschule, ein vielversprechendes Talent zeitlebend; Eichrodt hat ihn

in seinen gesammelten Gedichten (Bd. II, S. 420 u. f.) ein poetisches Denkmal gesetzt. Sudler erbot sich, uns in seinen freien Stunden, woran es ihm niemals fehlte, in München zu führen und führte uns zunächst in das Hofbräu. Hier, beim schäumenden Bierkrug und scharfen Rudi, erwies er sich als der überlegene Meister der Zukunft,

„geschweiter als alle die Laffen
Lessing, Kaulbach und andre, die was schaffen.“

Wenn er thatenlos es dennoch zu nichts gebracht hat, so entschuldigt ihn der Dichter mit der, einem solchen Genius nicht ausreichenden Güte des gemeinen Tageslichtes, er harrte auf glühendes Nordlicht,

„Und so brachte niemals Sudler
Etwas Fertiges zu stand,
Sudler war ein großer Sudler
Auf der edeln Leinwand.“

Die vielen Profan- und Kirchenbauten, die König Ludwig errichten ließ, standen bereits zum großen Teile, wie die alte Pinakothek und die Glyptothek, oder waren der Ausführung nahe, wie die neue Pinakothek und die Basilika, die Propyläen waren in Aussicht genommen. Kunstschätze aller Art und aller Zeiten hatte der König mit wunderbarem Kennerblick und Geschick nach München gebracht und in herrlichen Palästen allgemein zugänglich aufgestellt. Die ersten Künstler Deutschlands schmückten die Räume seiner Residenz und die neuen Bauten mit zahllosen prächtigen Werken. Mochte man auch über die bayerische Feldhernhalle mit dem einzigen Tilly spotten oder über den Obelisk zum Andenken an die 40 000 Bayern, die „auch für des Vaterlandes Befreiung in Rußland starben“, jedenfalls waren die Denkmäler ein großer Schmuck der Stadt und halfen mit, sie zu einer der schönsten Deutschlands zu machen.

Die alte Mönchsstadt und Residenz der bayerischen Herzöge war 1806 Königsitz geworden. Das Münchner Kindl in der braunen Kutte konnte sich nicht aus vollem Herzen über die glänzende Wandlung der Stadt freuen. Graf Montgelas, des ersten bayerischen Königs Maximilian Josef gebietender Minister, war den Kutten nicht ge-

wogen und ein rücksichtsloser Vertreter der Omnipotenz des Staates. Bessere Zeiten kehrten für das Kindlein wieder, als mit dem Tode Max Josephs, 1825, Ludwig I. den Thron bestieg. Anfangs zwar schüttelte es den Kopf bedenklich, als mit den Mönchen und Nonnen die leicht geschürzten Musen aus Hellas auch in die Stadt einzogen, aber vergnügt sah es bald die Kunst mit der Kirche bei Vock und Salvator sich gut vertragen.

Die große Bedeutung König Ludwigs I. für die deutsche Kunst wird erst heute ganz begriffen; wie der Ritter in dem Märchen vom Dornröschen, hat er sie aus totenähnlichem Schlummer erweckt. Aber die Jugend der vierziger Jahre sah in dem König lediglich einen Tyrannen nach medicaischem Vorbilde, der die Staatsmittel des armen Bayern in Bauten und in den Launen seiner künstlerischen Neigungen verschwende. Daß die Millionen, die er mit methodischer Berechnung aufwandte, einst der Hauptstadt Bayerns und dem ganzen Lande, ja der deutschen Kunst, reichen Zins tragen würden, ahnte kaum jemand, und vollen Dank erntete er während seiner Regierung nur bei den Künstlern, denen er eine große Stätte schuf.

Obwohl der König gut deutsch gesinnt war, hat er die Zuneigung der patriotischen, aber zugleich frei gesinnten deutschen Jugend nicht besessen, denn aufgewachsen in dem Glauben an die unbeschränkte Macht der Fürsten von Gottes Gnaden, wollte er kein Titelschen seines göttlichen Rechtes preisgeben und haßte die von seinem Vater dem Königreiche 1818 verliehene Verfassung. Er meinte, seines fürstlichen Amtes gerecht zu walten, wenn aber die Gerichtshöfe das Gesetz nicht nach seinem Gefallen auslegten, ließ er die Richter seine Ungnade fühlen. Vor dem Landtage 1831 hatte er feierlich erklärt, er möchte kein unbeschränkter Herrscher sein, aber auch loyalen Männern von liberaler Gesinnung ließ er bei der großen Demagogenhetze der dreißiger Jahre böß mitspielen. Wir jungen Mediziner beklagten mit tiefem Mitleid das herbe Los des Dr. Eisenmann, eines der besten Schüler Schoenleins. Die Gerichte hatten ihn aus wichtigen Gründen wegen Hochverrats zum Tode verurteilt und der charakterfeste, zu Kerkerstrafe begnadigte Mann blieb 16 Jahre in der Frohnfeste eingesperrt, weil er sich unerschütterlich weigerte, vor dem Bilde des Königs die

verlangte Abbitte zu thun. Erst das Jahr 1848 verschaffte dem Dulder die Freiheit.

Auch die deutsche Muttersprache versuchte der König unter sein absolutes Regiment zu beugen, aber sie spottete seiner. Staunend skandierten wir seine Distichen unter den Arkaden und stolperten vernücht über die ungelenken Versfüße.

Wir waren den ganzen Tag unterwegs, es gab so unendlich viel zu sehen, und keine der Schöpfungen des kunstfönnigen Königs sollte uns entgehen. Eine einzige Stunde nur verwendeten wir auf das medizinische München.

Die beiden bedeutendsten Männer, die seit der Verlegung der Landshuter Universität 1826 nach München an der medizinischen Fakultät gewirkt hatten, waren Ignaz Döllinger, der 1841 starb, und Philipp von Walthier. Man hatte Walthier, den geistvollen und berühmten Chirurgen, der sich früher schon in Landshut als Physiolog und Chirurg eines großen Rufes erfreut hatte und 1818 nach Bonn berufen worden war, wo er als Lehrer, wie als Praktiker eine außerordentliche Verehrung genoß, 1830 nach München geholt; bald aber bereute er bitter, dem Rufe nach Bayern gefolgt zu sein. Die Ränke der mächtigen Gegner im Schoße der Fakultät zwangen ihn 1836, seine Klinik an den heute vergessenen Professor Wilhelm abzutreten und nur noch Vorlesungen abzuhalten. Chelius und Pfeufer hatten des ausgezeichneten Mannes so oft in tiefer Verehrung gedacht, daß wir begierig waren, ihn zu sehen, und ihn im Hörsaale aufsuchten, aber wir trafen es schlecht. Zwar seine imponierende Persönlichkeit erfüllte uns mit Ehrfurcht, aber das Thema aus der Augenheilkunde, worüber er vortrug, war das denkbar unglücklichste. Er las über die Ophthalmia trichomatosa, zu deutsch: die Augenentzündung beim Weichselzopf. Dieser Zopf ist heute mit vielen andern Zöpfen aus der Medizin beseitigt. Damals galt er noch für ein endemisches, an klimatische Schädlichkeiten der Weichselländer gebundenes Leiden des Kopshaars, in Wirklichkeit aber ist er ein Erzeugnis der Unreinlichkeit ihrer Bewohner, die zur unlösbaren Verfilzung der Haare führt, und weicht der Schere und Seife. Walthier beschrieb den Weichselzopf genau und handelte drei Viertel-

stunden von dessen Erscheinungen und Folgen, möglichen Ursachen, Prognose und Behandlung; — wir verließen wenig erbaut den Hörsaal.

Nach Louis Stromeyer, der ausgezeichnete Chirurg, dessen Klinik mein Freund Bronner in Freiburg besucht hatte, war ein Jahr lang (1841/42) Mitglied der Münchener Fakultät gewesen, ehe er in Freiburg wirkte. Mein Kollege Prof. Josef Gerlach in Erlangen, der in München eine Zeit lang studiert hat, erzählte mir eine Geschichte, die mit dazu beitrug, Stromeyer den Aufenthalt in München zu verleiden und ihn zu bewegen, einen Ruf nach Freiburg anzunehmen. Rings eis forderte eines Tags Stromeyer auf, einem Kranken der inneren Klinik mittelst des Bauchstichs Wasser abzapfen. Stromeyer weigerte sich, nachdem er den Kranken untersucht hatte, die Operation vorzunehmen, weil kein Wasser im Bauche sei. Darauf machte Ringseis selbst den Stich, es kam nur Luft, der Kranke starb; die Schüler erzählten den Vorgang Stromeyer in der Klinik, und dieser bemerkte spitz: „Man nennt dies den trockenen Stich, so sticht man die Leute ab.“ Ringseis wurde diese Aeußerung hinterbracht, er verklagte Stromeyer bei der Fakultät, die den Widerruf der Beleidigung vor den Schülern verlangte. Stromeyer gehorchte mit den Worten: „Ich wider rufe, was ich gesagt: so sticht man die Leute nicht ab!“



Lola Montez.

Wie ich der Biographie aus der Feder von Sepp: „Ludwig Augustus, König von Bayern“, Schaffhausen 1859, entnehme, warnt der heilige Hieronymus, der gelehrteste lateinische Kirchenvater, vor überschwenglicher Liebe zur Schönheit, sie mache den Menschen einseitig und verdreht, möge er noch so hoch geadelt sein. Aristoteles und Seneca hätten sich in gleichem Sinne ausgesprochen. — Die Ereignisse der letzten Regierungsjahre des Königs Ludwigs I. zeugen für das richtige Urtheil des weisen Hieronymus.

Seit 1837 hatte der König in seinem Günstling Abel, einem politischen Renegaten, einen Minister ganz nach seinem Sinne gefunden. Zehn Jahre lang, bis 1847, bekämpfte Abel, als der entschiedenste Feind der Verfassung, den bayerischen Landtag und Reichsrat, und erwies sich zugleich als ein willfähriges Werkzeug der Ultramontanen. Da geschah, kurz bevor wir die Fahrt nach München antraten, unerwartet Unglaubliches. Der König entließ am 16. Februar 1847 seinen Günstling und ernannte ein liberales Ministerium.

Die Welt vernahm das Ereignis mit Staunen. Wie war das Unmögliche möglich geworden? Was hatte den König plötzlich so gänzlich umgewandelt? Das Alles hatte, es war die reine Wahrheit, eine Bajadere mit ihrem Tanzen gethan, und der Name Lola Montez, bisher in weniger Leute Munde, erlangte mit einemmal historische Berühmtheit.

In der That, die junge Schöne hatte das Herz des alternden Königs in Flammen gesetzt und Schwang mit tollem Uebermut ihr Pantöffelchen über dem gesalbten Haupte. Wenn sie winkte, so flogen

die Minister aus ihren Aemtern und die Professoren von ihren Lehrstühlen. Mit der Reitpeitsche wies sie der hohen Polizei die Thüre; den Studenten, die ihr ein Pöreat vor dem Hause brachten, trank sie lachend Champagner zu und bewarf die zugeströmte drohende Menge mit Bonbons. Vor den Augen Europas spielte sich eine Staatsaktion ersten Ranges ab, wie eine lustige Operette.

Lola Montez — unter diesem Namen hatte die Tänzerin sich eingeführt — war geboren zu Montrose in Schottland, die Tochter eines englischen Offiziers Gilbert und einer Kreolin Oliverras. Mit 15 Jahren war sie in Bath aus der Pension entlaufen, hatte sich mit einem jungen Kapitän James verheiratet und mit ihm nach Kalkutta eingeschifft. In den Offizierskreisen der ostindischen Kompagnie herrschte ein ausgelassenes Leben, in dieser Schule wurde sie zur Courtisane. Sie verließ ihren Mann, kehrte nach Europa zurück, vertauschte in Spanien, wo sie längere Zeit verweilte, ihren englischen Namen, wurde Tänzerin und ging aus einer Hand in die andere. In Paris erregte sie Aufsehen, und ein Journalist, Dujarrier, wurde ihrethalben im Duell erschossen. Von Paris aus besuchte sie die Bühnen der meisten Hauptstädte Europas, zuletzt, nach einer Kur bei Chelius in Heidelberg und einer Nachkur in Baden-B., reiste sie nach München, wo sie Anfangs Oktober 1846 ihre erste Gastrolle gab und den König alsbald in Fesseln schlug. Wenn ich Sepp, der die meisten dieser Angaben gesammelt hat, richtig verstehe, so liebte der König das schöne Menschenbild nicht anders als wie er die schönen Marmorbilder seiner alten Pinakothek anbetend verehrte. Auch im Gedichte pries er die anmutige Heiterkeit und das Feuer der vermeinten Andalusierin:

„Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Unmut hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Bist du, Andalusierin,
Voll von Feuer, voll von Leben,
Ist dein Wesen, ist dein Streben.“

Der dringlichen Einreden Abels ungeachtet, verließ der starrsinnige König der Tänzerin den Titel einer Gräfin von Landsberg und das bayerische Heimatsrecht. Der Minister mußte gehen und Lola

stieg von den Brettern, die nur die Welt bedeuten, auf die wirkliche Weltbühne. Ein Hexensabbath ging in der bayerischen Hauptstadt los. Bisher hatten die Münchner sich nur beim Bierwalzer gedreht, jetzt schwenkten sie sich im raschen Tempo des Bolero und Fandango. Wenn die Tänzerin mit den Castagnetten klapperte, hüpfte Jung und Alt. Auch den Pöbel erfaßte der Taumel, und der Thron begann in den Fugen zu knarren. Nur die Geistlichkeit hielt sich fest auf den Beinen und wartete die rechte Zeit ab, um den Zauber zu bannen.

Wie man sich denken kann, war unsere Neugierde, die schöne Circe zu sehen, groß. Zweimal war die Gelegenheit mir günstig, ihr Bild, und zweimal, sie selbst zu betrachten.

Maler Sudler hatte uns in Kaulbachs Atelier geführt. Der berühmte Künstler hatte Dola auf des Königs Geheiß gemalt, ihr aber einen widrigen Ausdruck gegeben. Der König war darüber entrüstet und verschwieg sein Mißfallen nicht: „Kaulbach, Sie haben eine Giftmischerin gemalt und nicht die Gräfin Landsberg!“ — Es ließ sich nicht leugnen, das Bild Kaulbachs schmeichelte ihr nicht.

Dagegen war das Porträt gelungen, das Stieler gemalt hatte; es hing unter den Frauenbildern der Schönheitsgalerie im Festsaalbau der Residenz, der Betrachtung des Publikums zugänglich. Hier nahm ich es mit Freund Bronner in Augenschein. Wir eilten hinter dem Lakaien, der mit der ganzen Würde eines königlichen Bedienten dem Schwarme der Besucher vorausging, in raschem Trabe durch die Säle. Plötzlich stockte der Zug in der Galerie und drängte sich auf einen Knäuel zusammen. Der Führer verweilte, bis sich alle um ihn gesammelt, deutete auf eines der Bilder und rief mit sonorer Stimme respektvoll: „Sennora Dolores Montez, Gräfin von Landsberg.“ Niemand wollte sich von dem Bilde trennen, aber der Führer schritt weiter, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, immerhin war es uns beiden gelungen, das Porträt genügend zu betrachten. Sennora Montez erschien uns wirklich würdig, unter diesen ausgewählten Schönen als eine der reizendsten zu prangen.

In Person sahen wir den Gegenstand der allgemeinen Neugierde zuerst im Hoftheater. Der König, die Herzogin von Leuchtenberg, die Kaiserin Witwe von Brasilien und ihre Tochter beehrten die Vorstel-

lung mit ihrer Gegenwart, die Taglioni tanzte. Lola saß in einer Loge ersten Ranges, an die Brüstung gelehnt, gut sichtbar. Der König und sie klatschten den meisten Beifall. — Am folgenden Tage sah ich sie ganz in der Nähe, von Angesicht zu Angesicht. Der Weg führte mich durch die Barer Straße an dem Hause vorüber, das ihr der König geschenkt hatte. Sie saß am Fenster zu ebener Erde, den Blick abwärts gerichtet. Ich erkannte sie, blieb stehen und prüfte ihre Züge aufmerksam. Sie glich genau dem Bilde in der Schönheitsgalerie, war wirklich reizend, hatte schwarze Haare und tiefblaue Augen. Plötzlich bemerkte sie mich, lachte und verließ das Fenster.

Wer weiß heute noch viel von Dolores Montez? — „Wenn die Dolores vorbei sind, hören die Schmerzen auf,“ wickelten die Münchner fliegenden Blätter, nachdem ein allerhöchster Befehl die Gräfin Landsberg am 11. Februar 1848 gezwungen hatte, binnen einer Stunde abzureisen und das Land zu verlassen. Der Hergentanz war zu Ende; ein Aufruhr, geschürt und ausgenützt von den Ultramontanen, hatte den König genötigt, sie preiszugeben. „Hieße sie Bohola Montez,“ grollte er, „so wäre alles still geblieben.“ Am 20. Februar legte er im 61. Jahre seines thätigen Lebens, des Regierens müde, das Szepter nieder mit dem Geständnis: eine neue, ihm fremde Zeitrechnung habe begonnen. Sein edler Sohn, Maximilian II., ergriff es mit der Versicherung: „dieser Zeit Gebote zu verstehen und auch zu vollbringen,“ und hielt Wort.

Die Ausgewiesene spielte sich auf als Befreierin Bayerns aus den Banden der Ultramontanen. Sie hielt Vorträge in der alten und neuen Welt, schriftstellerte über die Kunst, die Schönheit zu erhalten, verheiratete sich noch mehrmals, wurde schwindsüchtig, gelähmt, bußfertig und starb im Elend zu Greenwood bei New-York. Auf ihrem Grabsteine steht geschrieben:

„Mrs. Eliza Gilbert, died January 17, 1861, aged 41 years.“

Diese wenigen Worte lassen nicht erraten, wer die Eliza Gilbert war, deren Gebeine unter dem Rasen modern. Verständlicher wäre die Aufschrift: „Wanderer, störe den Schlummer der müden Tänzerin nicht, die hier ruht. Sie war die ausgelassenste ihres Jahrhunderts: Dolores Montez.“

Schleißheim und Abschied von München.

Zu unsrer großen Freude trafen wir in München unsern Freund Sigmund Pfeufer, er beendete eben sein Staatsexamen. Wir machten am Mittwoch vor dem Fronleichnamstag mit ihm einen Ausflug nach Schleißheim, um die dortige Bildergalerie zu sehen, Dunkel und Nichte, auch unser Landsmann Sudler, schlossen sich uns an.

Der Tag verlief äußerst vergnügt. Die strotzenden Wangen Josephinchens — so hieß die Nichte — blühten noch rosiger als sonst, und ein Strahl sonniger Heiterkeit stahl sich sogar von der Jugend auf das sauertöpfige Gesicht des Dunkels.

Von den vielen Gemälden, die das alte kurfürstliche Schloß in Schleißheim damals bewahrte, ist mir kein einziges in Erinnerung geblieben, wohl aber ein kleines Abenteuer, wozu die muntere Nichte Anlaß gab. Als gewissenhafter Geschichtsschreiber darf ich es nicht verschweigen.

Der Dunkel, der Maler und ich waren mit dem Führer bereits in dem letzten Saale angelangt, die Nichte mit Bronner und Pfeufer in dem dahinter gelegenen Saale zurückgeblieben. Ermüdet von dem vielen Schauen achtete ich nur mit halbem Ohr auf die eintönige Erklärung der Gemälde, da vernahm ich deutlich ein Pfeifen im Walzer-
takt und ein Schleifen von tanzenden Füßen; die Laute kamen aus dem Nebensaale. Auch der Führer schien sie zu hören, er hielt einen Augenblick mit dem Erklären inne und lauschte; plötzlich tönte es dumpf wie ein schwerer Fall; hurtig lief er in den Saal zurück, und besorgt eilte ich ihm nach. Er sah sich prüfend an allen vier Wänden um, die

Gemälde hingen sämtlich in richtiger Verfassung an ihren Stellen, befreidigt kehrte er zurück, ohne auf die Gesellschaft weiter zu achten. Ich dagegen betrachtete sie mit neugierigen Augen. Was konnte geschehen sein? Josephinchen stand da, purpurübergossen, das Bild größter Verlegenheit, Pfeufer gleichfalls verlegen, lächelte, nur Bronner sah frei von Befangenheit vergnügt darein. Von ihm erfuhr ich, was sich eben zugetragen.

Die junge Dame hatte ihre Aufmerksamkeit nicht lange auf die alten Gemälde gerichtet, weit mehr interessierten sie die Spiegel und Konsols und vor allem der prächtig eingelegte Fußboden. „Wie schade!“ rief sie ihren Cavalieren zu, „ein Parket, so herrlich und glatt und gänzlich unbenützt!“ Kaum hatte sie diese Andeutung gemacht, so faßte sie Pfeufer um die Hüfte, Bronner pfiß, und das Pärchen drehte sich durch den Saal. Plötzlich brachte das tückische Parket Josephinchen zu Fall, und sie zog ihren Tänzer nach sich; doch wie der Bliß raffte sich dieser elastisch empor und die Dame mit. Als der Führer eintrat, standen beide wieder fest auf den Füßen.

Diese Vorgänge hatten sich sehr rasch abgespielt und entgingen dem Onkel gänzlich. Obwohl er hinreichend bibelkundig war, verstand er doch die versteckten Anspielungen nicht, die auf dem Heimwege fielen, die alte, ewig sich wiederholende Geschichte von Adam und Eva, dem Sündenfall, und ach! dem verlorenen Paradiese.

Am Fronleichnamstag waren wir begierig, die große Prozession zu sehen. Der Maler führte Bronner und mich morgens bei guter Zeit in ein passend gelegenes Kaffeehaus, wo wir im ersten Stock ein Fenster in Beschlag nahmen, vor dem die Prozession defilierte; zu uns gesellte sich das zutrauliche Mannerl, die feiche Kellnerin des Hauses, und gab uns manche erwünschte Auskunft. Der Zug war großartig. Der Erzbischof mit der Geistlichkeit, der König mit den Prinzen, der Hofstaat, Adel und Minister, Militär und Bürger, Männer und Frauen, alt und jung, zogen mit Musik, betend und singend, viele nur plaudernd, vorüber. Auch Ringseis sah ich hier zum ersten und letztenmal, er durfte nicht fehlen. Ganz gegen Ende des Zugs kam psalmodierend ein Trupp Franziskaner. „Seht paßt auf!“ sicherte das Mannerl. „seht ihr den Dicken in der Mitte? er wird gleich herausschauen und

mir zuwinken.“ — So geschah es. Der Dicke in der Kutte blickte zu Mannerl herauf, winkte und schmunzelte.

Der Tag war heiß, und die Andächtigen strömten nach der Prozession durstig in die Bierkeller. In der Fronleichnam-Oktave wird der berühmte Bock ausgeschenkt; wir wollten die Gelegenheit nicht ver säumen, ihn an der Quelle zu kosten, und zogen nach einem mit Bäu men bepflanzten Hofraum in der Nähe des Hofbräuhauses, wo er verzapft wurde. Es ging da lustig zu, gedruckte Bocklieder wurden ausgeteilt und gesungen, eine Nachfeier der Prozession.

Am folgenden Morgen nahmen wir Abschied von München und fuhren in die Berge.



Tegernsee und der Schandl.

Wir hatten unsre Koffer von Hause nach Wien voraus spedieren lassen und wanderten mit leichten, über die Schultern gehängten Taschen in die Alpen. Bis Tegernsee benützten wir den Stellwagen. Dahin fuhren auch mit uns Onkel und Nichte, die einen schweren Koffer mit sich führten und in Tegernsee einige Tage verweilen wollten, während wir nur zu übernachten beschlossen, um noch einen letzten Abend mit der Nichte zuzubringen und am Morgen darauf früh nach Tirol aufzubrechen. Aber das Schicksal bestimmte es anders.

Der Onkel hatte in München in Erfahrung gebracht, daß es seit kurzem in Tegernsee außer dem Gasthof zur Post einen neuen „zum Schandl“ gebe, der ebenso gut und billiger sei, auch schöner und höher liege. Dort wollte er sich einmieten, und wir folgten bereitwillig seinem Vorschlag, gleichfalls in dem Schandl abzustiegen. Bei der Ankunft in Tegernsee hielt der Stellwagen am Gasthof zur Post; die Dienstboten dieses Hauses weigerten sich, den Koffer unseres Reisegefährten in einen andern Gasthof zu tragen, er mußte sich nach Trägern im Orte umsehen und schlug uns vor, einstweilen mit der Nichte vor auszugehen und im Schandl Quartiere zu bestellen.

Die Nichte in unsrer Mitte, stiegen wir einem kleinen Bach entlang bergan, gingen aber fehl. Entweder verstanden wir die Leute nicht, die wir nach dem Weg zum Schandl fragten, oder sie verstanden uns nicht. Nachdem wir länger als eine Viertelstunde gestiegen waren, wurden wir erst richtig belehrt, mußten umkehren, denselben Weg bergab gehen und einen Brückensteg überschreiten, um auf

der andern Seite zu dem Schandl zu gelangen. Als wir die Brücke erreicht hatten, wechselte mein Freund einen Blick mit der jungen Dame, den sie ohne weitere Erklärung verstand. Die Brücke war nagelneu, hinreichend breit und glatt, und sie chassierten hinüber. Dann eilten wir zu dem nahen Schandl.

Der Gasthof hatte ganz und gar ein ländliches Aussehen; um in das Haus zu kommen, gingen wir durch einen geräumigen Hof. Hier stand bei Wirt und Wirtin der Dinkel, mit rotem, zornigem Gesicht, er war offenbar außer sich, daß wir noch nicht eingetroffen waren, und machte seinem großen Aerger mit Schelten Luft. Ein wenig abseits standen Knecht und Magd und konnten ihre Freude über das Schauspiel, das der fremde Herr vor ihnen aufführte, nicht verbergen, sie brannten offenbar vor Begierde, die Szene zu genießen, die es jetzt bei unserem Eintreffen absetzen würde.

Wir eilten sofort auf den Dinkel zu, um uns zu entschuldigen, aber er achtete auf Bronner und mich nicht, sondern wandte sich nur an die Nichte und zeigte ihr seine rechte Hand, woran die Haut ein wenig abgeschürft war. Er hatte nur einen Träger für seinen Koffer aufgetrieben und in seiner Ungeduld mitgeholfen, ihn heraufzuschaffen, statt den Schandlwirt dafür sorgen zu lassen. „Schau her, wie ich zugerichtet bin,“ rief er der Nichte zu, „während ich mich mit dem Gepäck abquäle, läufst du mit den jungen Herren in den Bergen herum, statt hier Quartier zu bestellen.“ Vergebens versuchten wir es nochmals, alle Schuld auf uns zu nehmen; er ließ uns nicht zu Worte kommen und wies uns barsch ab: „Ich habe nicht mit Ihnen zu rechnen, sondern einzig mit meiner Nichte.“ Ich schämte mich vor den Wirtseuten und Dienstboten, wandte mich an meinen Freund und forderte ihn auf, mit mir ins Haus zu gehen, mit der Bemerkung: es sei doch sonderbar, daß der Herr unsre Entschuldigungen nicht einmal anhören wolle. Damit schlug ich dem Fasse den Boden vollends aus. Der Alte hatte in Göttingen zu einer Zeit studiert, wo das Wort „sonderbar“ einen „Tusch“ bedeutete und auf der Mensur gesühnt werden mußte. Ich hatte nicht entfernt daran gedacht, ihn zu beleidigen und ein Duell herbeizuführen; er aber rief, aufs äußerste erregt: „Mein Herr, Ihre Herausforderung beachte ich nicht. Meine Kirche verbietet

den Zweikampf. Sie beleidigen mich vergeblich!" — Hierauf ergriff er den Arm der Nichte, die sich mäuschenstill verhielt, und führte sie ins Haus.

Auch wir verlangten ein Zimmer und hielten Rat, was zu thun. Mit dem alten Hitzkopf konnten wir nicht länger verkehren; wir beschloßen, ohne Säumen aufzubrechen und noch heute nach Kreuth zu wandern. Wir waren gerade zu diesem Entschluß gelangt, als wir durchs Fenster Dunkel und Nichte zum See hinabgehen sahen; vermutlich wollte er seinen Zorn im Freien abkühlen. Somit hatten wir keine Begegnung mehr im Hause zu fürchten. Wir hatten in München die Gedichte Kobells in oberbayerischer Mundart als Andenken für die Nichte eingekauft, schrieben jetzt eine freundliche Widmung in das Buch und ließen es auf ihr Zimmer tragen. Dann hängten wir unsere Täschchen um und machten uns auf den Weg nach Kreuth.

Eine Zeit lang gingen wir verstimmt neben einander her. Unser Wörterbuch war um ein neues Wort reicher geworden. Schandl bedeutete in Zukunft ein plötzliches Zerwürfniß unter Reisegefährten, einen Riß, der ein kaum geknüpftes Band Knall und Fall und für immer löste. Bald jedoch verscheuchte die frische Luft der Berge Verdruß und Betrübniß. Wir trösteten uns mit einem Schnaderhüpfel eigner Poesie:

Auf Reisen, da giebt's halt
Oft plötzlich einen Wandl,
Die Freundschaft vom Morgen
Wird abends zum Schandl.

In Kreuth schmeckte uns das Abendbrot ganz gut, und als wir unsere Betten aufsuchten, weihten wir, eingedenk der göttlichen Taglioni und der Zauberin Lola, ein Viertelstündchen der edeln Tanzkunst, bevor wir uns niederlegten und in tiefen, erquickenden Schlummer sanken.



Tirol.

In früher Morgenstunde überschritten wir die bayerische Grenze und tranken am Achensee den ersten Tirolerwein. Beim schönsten Sonnenschein trug uns ein Nachen über den träumerischen See, und wir gingen hinab ins Innthal, wo wir in Jenbach übernachteten.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Vormittag sahen wir in Schwaz einen malerischen Aufzug von Bergknappen, die ihren Schutzheiligen feierten; nachmittags erfreuten wir uns auf dem Berg Isel bei Innsbruck an dem Treiben der Kaiserjäger und des tiroler Volks in seinem bunten Sonntags schmuck.

Den ganzen Montag widmeten wir den Sehenswürdigkeiten der tiroler Hauptstadt und wanderten am Dienstag, vom Wetter stets begünstigt, durch das Innthal zurück in das Zillertal. Wir waren nicht ange gegangen, so kamen wir an ein Gasthaus mit dem Schilde zum Erzherzog Johann und sahen auf der Steintreppe des Hauses einige junge Tiroler festlich geschmückt mit Federn und wehenden Bändern an den Hüten. Was mochte da los sein? Wir fragten, was für ein Fest man begehe, und erhielten artige Auskunft. Der Wirt hatte zur Feier seiner Hochzeit die Bewohner des Thals geladen, auch wir waren willkommene Gäste, wenn wir an dem Feste teilnehmen wollten; gegen Erlegung eines Guldens konnten wir mitschmausen und mittanzen nach Herzenslust, für saubere Diandln versprachen uns die Burschen zu sorgen.

Dieser verlockenden Aufforderung, eine Tiroler Hochzeit mitzumachen, widerstanden wir nicht; wir zahlten unsern Gulden, und die

neuen Freunde hielten Wort. Zunächst knüpften sie an unsere Hüte als Zeichen, daß wir berechnigte Gäste seien, rote Korduanstreifen, die über unsern Nacken lang herabhängen und sich seltsam genug an den hohen Cylindern ausnahmen. Wir trugen auf der Reise, worüber man sich heute verwundern dürfte, wie es aber damals häufig Brauch war, solche, von den Studenten Angströhren oder Schlöte genannte Hüte. Bronner hatte den seinigen, einen schwarzen Filzhut, von Paris mitgebracht, ich den meinigen, einen grauen Klapphut oder Chapeau claqué, in Heidelberg als Pariser Neuigkeit angeschafft. Nachdem wir so von den Burschen herausstassiert worden, führten sie jedem von uns eine holbe Jungfrau aus den Hütten des Thales zu, sie sollten unsre untrennbaren Partnerinnen sein an den Tafel- und Tanzfreuden des Hochzeitsfestes bis zum nächsten Morgen.

Die Gäste waren bereits zahlreich versammelt, und noch immer strömten neue herbei. Es war bald Mittag, ein guter Bratenduft kam von der Küche, und im Tanzsaal stimmten die Musikanten bereits die Geigen. Man ging paarweise hinter einander zu Tische; auch wir gingen im Zuge, die Diandln am Arm, und nahmen mit ihnen Platz. Mächtige Schüsseln mit dampfender Suppe wurden aufgetragen und aus tiefen Tellern mit ruhigem Behagen geschlürft. Der erste Gang war damit beendet, wir brachen auf und wieder in geschlossenem Zuge wanderten die Paare zum Tanzsaal. Wir drehten uns rüstig im Walzer, und genau eine Stunde, nachdem wir uns zum ersten Gange gesetzt hatten, saßen wir wieder im Speisesaal beim zweiten. In dieser Ordnung wechselten von Stunde zu Stunde Schmaus und Tanz bis in die tiefe Nacht.

Sicherlich wäre das Fest einförmig geworden, aber Sänger und Tödler ließen sich zwischen hinein hören, und ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen zeigten ihre Künste, wodurch es zu angenehmer Abwechslung kam.

In besonderer Erinnerung ist mir ein Liebeslied, das ein flotter Bursche zum besten gab, ein Spottlied zugleich auf die Pinzgauer Sennen des Salzburger Grenzlandes. Der Zillerthäler ahmte einen Pinzgauer nach, der, mit einem dicken Halse behaftet, dem Diandl in Bierzeilern seine heiße Liebe gesteht. Mit jeder Zeile drückt das harte

Kröpferl schwerer auf seine Kehle und wird die Stimmriße enger, Liebes- und Atemnot streiten sich in seinen Mienen, bis die Stimme zuletzt in einem langgezogenen, heiseren Geräusch gänzlich erstickt. Erschöpft schaut er kläglich umher, das mitleidlose Publikum lacht, aber er beginnt aufs neue einen Vers des Liedes mit demselben jammervollen Schlusse.

Im Laufe des Nachmittags kam ein schmuckes Ehepaar angefahren, angesehene Wirtsleute aus dem Thal und Meister im Schuhplattler, dem Tanze der Nelpfler. Die Gesellschaft hieß sie freudig willkommen, bildete im Tanzsaal einen Kreis, in dessen Mitte das Paar die Zuschauer entzückte, er durch geschmeidige Kraft, sie durch gewinnende Anmut.

Nach einigen weiteren Gängen und Tänzchen waren wir des Festes satt und müde. Die jungen Tiroler hatten uns natürlich nicht die feinste Blüte des Zillertals zugeführt, die behielten sie lieber für sich. Zwar unsre Diandln waren gute Seelen und flink auf den Beinen, aber ein Schnaderhüpfel paßte auf die lieben Kinder und kam mir nicht aus dem Sinn, es lautete, so viel ich mich noch erinnere:

Mein Diandl ist sauber,
 Mein' Lust und mein' Freud,
 Sie melket die Geiß'n
 Und ist nit zu g'scheit.

Ich verstand zu wenig von der Melkwirtschaft, und unsre Unterhaltung kam deshalb öfters ins Stocken. Meinem Freunde Bronner ging es nicht besser. Wir verständigten uns durch Winke, verabschiedeten uns unter einem glaubwürdigen Vorwand und gingen aus dem Hause, um durch einen Spaziergang das Selchfleisch und die Knödeln des letzten Ganges besser zu verdauen.

Im Begriffe, das Haus zu verlassen, sahen wir ein offenes Fuhrwerk vorfahren, Onkel und Nichte saßen darin und bemerkten uns. Josephinchen begrüßte uns mit freudigem Zuruf, auch der Onkel grüßte leicht, sein Zorn schien verraucht. Sie stiegen ab, wir konnten der Begegnung nicht ausweichen; die Nichte erzählte uns, daß der Onkel sich im Thale eingemietet habe und, weil sie von der Hochzeit gehört

hätten, mit ihr hergefahren sei, damit sie das Treiben sich ansähe. Wir wünschten ihr viel Vergnüßen, gingen aber nicht in das Wirtshaus zurück, denn es fehlte uns jede Lust, die Bekanntschaft mit dem reizbaren Dunkel zu erneuen, und führten den beschlossenen Spaziergang aus. Als wir am Abend heimkamen, waren unsre alten Reisegefährten auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Der Rest des Abends verstrich im Herrenstübchen in guter Unterhaltung mit den Notabeln des Thals. Darunter befanden sich weitgereiste Leute, die auch unsre Heimat kannten.

Für die Nacht war uns ein ruhiges Zimmer abseits vom Festlärm angewiesen worden. Wir schliefen gut, bis uns vor Tagesanbruch eine gräuliche Katzenmusik erweckte. Als sich die Neuvermählten endlich vom Feste auf ihr Zimmer geschlichen hatten, war ihre Abwesenheit bemerkt worden, und die lebige Jugend versuchte, nach altem Brauche des Thals, die zärtliche Unterhaltung des Paares zu stören. Der Lärm trieb uns aus Bett und Haus, wir brachen nüchtern auf, nahmen unser Frühstück erst in dem nahen Zell, dem Hauptorte des Thals, und machten uns dann auf die Wanderung über die hohe Gerlos in das Pinzgau.



Das Salzburger Land.

Auf der hohen Gerlos schlug das Wetter um; wir gingen, es war am 9. Juni, eine Stunde lang in starkem Schneegestöber und kamen durchnächt abends in Krimml an. Am andern Morgen besichtigten wir die großartigen Wasserfälle und gingen im Regen die Straße durch das Pinzgau herab. Dabei summten wir, um uns bei guter Stimmung zu erhalten, das schöne Lied vor uns hin, das wir so oft als Studenten gesungen, von der Pinzgauer Wallfahrt. Was uns früher unverständlich geblieben, begriffen wir jetzt beim Wandern, warum das Lied den Pinzgauern nachsagt:

„Sie thaten gerne singen und kunnten's nit gar schön.“

Wir fanden wirklich bestätigt, was der Zillertthaler Sänger bei der Hochzeit zwei Tage zuvor höhrend uns angedeutet hatte: die Bewohner des Gaus, Männer und Frauen, trugen sämtlich eine Last am Halse, die dem Wohl laut des Gesanges nicht förderlich ist.

Der Regen nahm so überhand, daß wir uns ein Fuhrwerk verschafften, um rascher vom Fleck zu kommen. Am Eingang der Mauris hellte sich der Himmel etwas auf. Wir besahen uns den Ritzlochfall und verglichen ihn sinnend mit dem Krimmlfall, als es eben wieder zu regnen begann. Das berühmte Distichon der Arkaden, das Rom und Florenz mit einander vergleicht und den Geboten der Prosodie selbstherrlich Trotz bietet, ward uns Vorbild. Gerade der klassische Zweizeiler schien uns am besten geeignet, unser Urtheil poetisch einzukleiden. Ist doch das Distichon nach Schiller selbst ein herrlicher

Springquell: „im Hexameter steigt die flüssige Säule, im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.“ Also machten wir uns ans Werk und ließen das Wasser des Wildbachs im Hexameter kühn über die Versklippen hinwegsetzen, wobei es auf einen Fuß mehr oder weniger nicht ankam, im Pentameter drauf anmutig tanzen durchs Thal.

Kißlochfall, dir fehlt, was der Krimmfall hat, diesem, was jener,
Wär' euer Wasser vereint, wär' es des Wassers zuviel.

Uns war schon der Regen zuviel geworden; wir waren herzlich froh, unsre durchweichten Kleider in einer Mühle, wo wir ein gutes Unterkommen fanden, am Herdfeuer getrocknet zu bekommen.

Am 11. Juni stiegen wir durch den Klammpaß hinauf ins Gastener Thal. Bei Hofgastein überraschte uns ein Schneegestöber, wie drei Tage zuvor auf der Gerlos. Wir kehrten „beim Moser“ ein und speisten recht gut an der Mittagstafel für 20 Kreuzer Münz. Mit uns teilten am Tisch das Mahl der kaiserliche Badearzt und einige kaiserliche Offiziere, die zur Kur hier verweilten.

Nach Tische zeigte uns der freundliche Herr Kollege die Badeeinrichtungen und belehrte uns über die Tugenden der Gastener Thermen. „Die chemische Analyse,“ so schloß er seinen Vortrag, „findet in unsern Thermen nichts als warmes Wasser, aber die Herrn Chemiker haben das feine Prinzip, was darin wirkt, den Brunnengeist, noch nicht erwischt. Er hält sich versteckt, doch kann man ihn deutlich wahrnehmen, wenn man gute Nerven besitzt. Belieben die Herrn nur zu prüfen!“ — Wir prüften; ein leichter, wenn auch kein feiner Geruch war in dem Badezimmer nicht zu verkennen.

Die meisten badeärztlichen Schriftsteller jener Zeit waren noch voll des Lobes der Brunnengeister ihrer Quellen und streuten ihnen Weihrauch, bald in Prosa, bald in Versen. Einer von meinen Kollegen in der Freiburger Fakultät der sechziger Jahre, ein geschätzter Balneologe, hatte in begeisterter Andacht den Stahlbrunnen des Kenschthals eine feurige Hymne gesungen, der Hauptvers lautete:

„Das ist der flüchtige Brunnengeist,
Der schwellend durch die Adern kreist
Und mit der wunderbarsten Kraft
Im Körper neues Leben schafft.“

Er klagte mir eines Tages bitter, daß seine badeärztlichen Kollegen seine Verse, ohne ihn zu nennen, in ihre Brunnenchriften aufnahmen. Ich versuchte vergebens ihn zu trösten. — Dem Publikum leuchtete der Renththaler Eisengeist schon deshalb ein, weil das Renththal neben dem Eisengeist auch einen ausgezeichneten Kirscheng Geist hervorbringt.

Von Hofgastein gingen wir nachmittags nach Bad Gastein. Der „Straubinger“ nahm uns nicht auf; für diesen vornehmen Gasthof war vermutlich unser Reisegepäck zu leicht. Man wies uns von da zum „oberen Krämer“, der uns Obdach gab. Nachdem wir uns in dem schönen Kurort genügend umgesehen und durch ein Bad erquickt hatten, nahm uns am nächsten Tage nach Tisch ein Kutscher aus Salzburg als Rückfracht mit. Vor der Abfahrt meldete sich noch ein dritter Fahrgast in Gestalt eines hochwürdigen Herrn, eines Kuraten, mit dem wir uns gut unterhielten. Er war ein belesener Mann und warmer Verehrer der Professoren der Theologie Staudenmaier und Hirscher in Freiburg. — In seiner Gesellschaft kamen wir abends nach Werfen.

In diesem hübsch gelegenen Marktflecken stiegen wir am Gasthof zur Post ab. Wir bestellten ein Zimmer und setzten uns sogleich zu Tische. Auch der Kurat verlangte ein Zimmer, ging aber, ohne ins Haus zu treten, zunächst zu seinem Amtsbruder, dem Ortsgeistlichen, um wegen der Frühmesse am nächsten Morgen Rücksprache zu nehmen. Während wir unsern Appetit stillten, kam der Wirt, um zu fragen, ob es uns störe, wenn der hochwürdige Herr über Nacht das Zimmer mit uns teile, das er uns versprochen habe, es sei das einzige, was in dem stark besetzten Hause zur Verfügung stehe und habe drei Betten. Wir blickten uns verlegen an, doch sagte ich mich rasch und erwiderte: der Herr Kurat werde uns nicht stören, wir aber ihn, wie ich fürchte, denn uns binde ein Gelübde, wir müßten alle Abend vor dem Schlafengehen Fandango tanzen. Der Wirt verzog keine Miene und ging. Als wir bald darauf nach unserem Zimmer verlangten, führte uns der Hausknecht über die Straße in ein Privathaus und schloß uns darin ein gutes Zimmer mit zwei Betten auf. Ohne ein Wort zu wechseln, machten wir uns an die Erfüllung unsres Gelübdes. In einem Zimmer neben uns hörten wir laute Stimmen in lebhafter

Unterhaltung, die sofort verstummten, als der Tanz begann. An diesem Abend übertraf mein Freund, der ungemein gelenkig war, die Lola und selbst die Taglioni. Unfähig, es ihm gleich zu thun, warf ich mich, vor Lachen fast erstickt, in die Kissen, bald bestieg auch er, sehr befriedigt von seinen Leistungen in dem höheren Gebiete der Tanzkunst, das Lager. In dem Nebenzimmer war es wieder laut geworden, wir aber wurden stille und schliefen vortrefflich.

Bei Anbruch des Tages und prächtigem Wetter fuhren wir weiter nach Salzburg, kamen gegen Abend in der wunderschönen Stadt an, die der Welt den göttlichen Mozart beschert hat, und stiegen im Mohren ab. Die Küche dieses Gasthofs stand in großem Rufe, und wir fanden, es war Sonntag, das Speisezimmer mit Salzburger Bürgern und ihren schöneren Hälften dicht besetzt. Beim Mustern des Speisezettels fiel uns ein Gericht auf, das wir nicht kannten: „gebackene Neutern“. Mein Freund wandte sich an eine hübsche Frau, die ihm zur Seite saß, und erkundigte sich, was die Neutern bedeuteten, ob es vielleicht Fische seien? Aber die Schöne errötete sittsam und schwieg. Er geriet in Verlegenheit und fürchtete, eine unschickliche Frage gestellt zu haben. Der Gatte der Nachbarin, gerührt von des Fremden Unschuld, klärte ihn auf: Neutern seien gebackene Ruheutern und in Salzburg ein beliebtes Essen. Bronner dankte und entschuldigte sich bei der Frau Nachbarin, sie schwieg noch immer, schien jedoch beruhigt, denn offenbar hatte der fremde Gast nicht daran gedacht, ihr zu nahe zu treten. Wir verzichteten übrigens auf die Neutern, und dieser Leckerbissen ist mir bis heute noch nicht zu teil geworden.

Nach Tische gewährte uns der Mönchsberg das Schauspiel eines Sonnenuntergangs von unvergeßlicher Schönheit. Wir verweilten zwei Tage in Salzburg, besahen das Grabdenkmal des großen medizinischen Kraftgenies, der sein Wanderleben hier beschlossen hat, des Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim, besuchten den Friedhof, wo Mozarts Constanze ruht, und machten einen Ausflug über Berchtesgaden nach dem Königssee.

In dem Stellwagen nach Berchtesgaden fuhr mit uns ein Kleeblatt von Reisenden, das sich in München zusammengefunden hatte, wie man es nicht wunderlicher hätte zusammensetzen können: ein baum-

starker Brauereibesitzer von Passau, ein dünner, schwächlicher Kanzlei-
beamter aus Pest, und ein langer, schlanker dänischer Offizier. Der
Bierbrauer war ein jovialer Mensch, der an derben Spässen seine
Freude hatte, der Ungar ein drolliges Männchen mit einer schwarzen
Perücke, die auf dem völlig kahlen Haupte ewig unruhig hin und her
rutschte, der Däne, ein junger Mann von guter Lebensart, hatte sich wohl
nur aus Mangel an besserer Gesellschaft diesen beiden angeschlossen.
Der Brauer trieb fortwährend sein Spiel mit dem kleinen Ungarn,
wie ein großer Jagdhund mit einem possierlichen Dackel.

Diesem Kleeblatt begegneten wir nochmals am Tage darauf in
dem Gasthof auf dem Gaisberg, den wir bestiegen hatten, um oben
zu übernachten und am folgenden Morgen zu dem Wolfgangsee in
das Salzkammergut hinabzusteigen. Die drei waren vor uns ange-
kommen und saßen in dem Wirtszimmer vergnügt beim Weine. Der
Passauer trieb wie tags zuvor seine derben Scherze mit dem Ungarn,
und der Däne machte den Zuschauer. Gerade sahen wir die Perücke
des Ungarn sich lebhaft nach vorn hin bewegen, der Bayer saß gegen-
über, sprang plötzlich in die Höhe und holte sie mit einem kühnen Griffe.
Den kahlen Schädel beleuchtete die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen.
Der Bayer lachte unbändig über sein gelungenes Attentat, der Skalpierte
saß wie vom Blitz getroffen eine kurze Weile stumm und starr auf
seinem Stuhle, plötzlich sprang auch er empor, wütend vor Zorn, der
ihn dem Bayern noch possierlicher machte, und drang mit geballten
Fäusten auf den Schänder seines Hauptes ein. Dieser, immer toller
lachend, lief hurtig mit der Perücke davon und der Ungar hintendrein,
der Däne schämte sich seiner Gefährten und verschwand.

Neuer Lärm vor dem Hause trieb uns an das Fenster. Der
Bayer setzte dem Ungarn gerade wieder die Perücke aufs Haupt und
versuchte, ihn zu besänftigen, aber der tief getränkte kleine Mann blieb
unversöhnlich. Der Gaisberg war dem Kleeblatt zum Schandl geworden.



Das Salzkammergut.

Dom Gaisberg gingen wir an den St. Wolfgangsee herab und nahmen nachmittags in St. Gilgen eine Erfrischung. Jenseits des Sees ragte der Schafberg empor, der Rigi des Salzkammerguts, den wir ersteigen wollten. Er ist 1750 m hoch und bietet eine der schönsten und weitesten Ausichten in den östlichen Alpen. Auf seinem Gipfel stand ein kleines Gasthaus, das später abbrannte und durch ein größeres ersetzt wurde. In St. Gilgen versicherte man uns, das Haus oben sei in diesen Tagen bereits für Gäste geöffnet worden, weshalb wir aufbrachen, obwohl es schon vier Uhr war, in der sicheren Erwartung, dort Unterkunft zu finden. Wir nahmen weder Führer noch Proviant mit.

Nachdem wir über die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten, gingen wir fehl und mußten eine Zeit lang aufs Geratewohl emporsteiigen, bis wir bei zwei leerstehenden Sennhütten den richtigen Pfad wieder fanden. Als wir den Gipfel erreichten, war die Sonne am Untergehen, die Aussicht entzückend, das Gasthaus aber verschlossen und noch nicht bezogen.

Unsre Lage war höchst verdrießlich. Nach kurzem Beraten beschloßen wir, sogleich umzukehren, um vor völliger Dunkelheit die Sennhütten, an denen wir beim Aufsteigen vorüber gekommen waren, zu erreichen und hier die Nacht zuzubringen. In diesem Augenblick sahen wir einen Arbeiter hinter den Felsen hervorkommen, einen Mann in den Vierzigen, der als Maurer hier oben zu thun gehabt hatte, und sich uns jetzt als Helfer in der Not erwies. Er verfügte über Schwarzbrot, Schmalz und Salz, eine Pfanne, um Suppe darin

zu bereiten, und einen Löffel, um sie zu speisen. Wasser war in der Nähe, Becher hatten wir selbst. Bald knisterte ein kleines Herdfeuer zwischen den Steinen, an denen es da oben nicht fehlte, und es währte nicht lange, so konnten wir unsere knurrenden Mägen stillen. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Unser Wohlthäter legte eine Leiter ans Haus, und wir stiegen mit ihm in einen engen Raum unter dem Dach, wo wir in altem Stroh ein Lager fanden. Ein kalter Wind strich durch die Sparren, ich fror, namentlich an den Beinen, trotzdem sank ich in Schlaf.

Als wir uns frühe erhoben, waren meine Kniee steif und schmerzhaft, wie im Winter in den ersten Tagen des Rheumatismus. Unter Schmerzen stieg ich mit meinem Freunde nach St. Wolfgang hinab, wo der Maurer wohnte, der uns den Führer machte. Hier mieteten wir ein Fuhrwerk nach Ischl. Ich kam besser davon, als ich erwartete. Nach einer gut durchschlafenen Nacht im warmen Bette fühlte ich mich wohler, nahm noch ein warmes Bad und konnte meinen Freund auf kleinen Spaziergängen begleiten. — Seit dieser Nacht auf dem Schafberg behielt ich viele Jahre eine große Empfindlichkeit in den Knieen, sie knarrten und schwellen häufig schmerzhaft an.

Ischl mit seinen berühmten Soolbädern war damals der beliebteste Sommeraufenthalt der vornehmen Gesellschaft Wiens. Davon konnte man sich auf Schritt und Tritt leicht überzeugen. An jedem Aussichtspunkt, an jeder Ruhebank, in jedem Pavillon war angemerkt, welche hohe Herrschaften die Stätte ihrer Gegenwart gewürdigt hatten. Jrgend eine kaiserliche Hoheit hatte sich über eine schöne Aussicht befriedigt geäußert, eine Durchlaucht auf einer Ruhebank sinnend oder in Lesen verloren geseßen, eine erlauchte Dame den Mokka eines Kaffeepavillons gerühmt, ein hochgeborener Graf in einer Weinschenke sogar zu einem Glase „Heurigen“ sich herbeigelassen. Dieser byzantinischen Gesinnung der Ischler entsprang ein kleines Abenteuer, das mich verdroß, meinen Freund dagegen sehr belustigte.

Auf einem unsrer kleinen Spaziergänge sahen wir an einer hübsch gelegenen Mühle, mit der ein Gartensaal verbunden war, angeschrieben, daß hier frisches Bier vom Fasse zu haben sei. Wir waren durstig, betraten den Saal und fanden ihn leer; an der Wand leuchtete uns

eine Gedenktafel entgegen, worauf geschrieben stand, daß hier ein Erzherzog infognito ein Glas Bier getrunken habe, aber noch rechtzeitig erkannt worden sei, worauf er geruht habe, die Güte des Biers gnädigst zu rühmen. Nachdem wir von dieser Begebenheit gebührend Vermerk genommen, läuteten wir, setzten uns an einen bequemen Tisch und legten unsere Hüte auf Stühle neben uns. Mein Klapphut lag so, daß man innen das große Wappen des Pariser Hutmachers mit einer mächtigen goldfarbenen Krone darüber sehen konnte.

Bald erschien eine dienstfertige Alte, es war die Wirtin, und fragte nach unserem Begehren. Wir bestellten Bier. Beim Weggehen verweilte sie einige Augenblicke bei meinem Hute und schaute erstaunt hinein. Als sie mit dem Bier wiederkehrte, kam sie in Begleitung ihres Mannes, der uns mit unterwürfiger Freundlichkeit begrüßte und dann meinem Klapphut, vermutlich auf Mitteilungen seiner Frau hin, eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Das alte Paar erinnerte an Philemon und Baucis; wir forderten die Leute auf, an unserem Tische Platz zu nehmen, und da der Alte seine Augen immer wieder auf meinen Hut richtete, nahm ich diesen in die Hand, erklärte ihm die Mechanik und ließ die Federn springen. Ich glaubte, daß ihn diese Einrichtung neugierig gemacht hätte, es stellte sich aber heraus, daß sie ihn ziemlich kalt ließ, es mußte etwas anderes an dem Hut sein, was ihn interessierte. Er brachte das Gespräch auf die kaiserliche Familie und den Hof, namentlich erkundigte er sich angelegentlich nach einem Erzherzog Este, der erwartet werde. Freund Eduard merkte eher als ich, worauf er abzielte, nahm eine sehr vornehme Haltung an und verneigte sich, so oft ich sprach, ehrfurchtsvoll vor mir. Als ich erklärte, daß mir der Erzherzog und seine Absichten unbekannt seien, gab sich Philemon nicht zufrieden und fragte geradezu, wie lange ich geruhen wolle, in Ischl zu verweilen. Nun begriff ich und wurde böse, weil mein Freund sich aufs neue tief vor mir verneigte, ich erklärte dem Wirte bestimmt, er scheine sich in meiner Person zu irren, ich sei ein Arzt aus dem Reich, komme vom Rhein und reise nach Wien. Auch dies half nicht, er lächelte ungläubig. Bronner zuckte die Achseln und machte Miene, als wolle er sagen: „Glaubt ihm nicht, der hohe Herr wahr't nur sein Infognito.“ Dies bestärkte

den Alten in seinem Irrtum. Er fragte: „Wie kommen Sie denn zu dem Krönl im Hut, wenn Sie nicht zum Hofe gehören?“ Das war mir zu viel. Ich stand auf, zahlte meine Beche mit einigen Kreuzern, ließ Bronner die feinige bezahlen, setzte den Klapphut auf und empfahl mich. Jetzt endlich merkten die guten Leute, daß sie keine zweite Gedenktafel in die Wand einzulassen brauchten.

Dies war mein letztes Reiseabenteuer. Es lehrte mich, daß wie die Kleider, auch die Hüte, Leute machen. Diesmal that's ein Klapphut, ein Jahr darauf ein militärischer Schiffhut mit wallenden Federn und leuchtenden Kokarden, wie ich im achten Buche erzählen werde.

Im späteren Leben habe ich viel weitere und interessantere Reisen gemacht, aber kaum eine so fröhliche wie diese.

Unsere Alpenfahrt ging zu Ende. Wir machten noch einen Ausflug nach dem wildromantischen Hallstädter See, fuhren über den Traunsee nach Gmunden und von da mit der Pferdebahn nach Linz. Im „roten Krebsen“ traf ich einen Bruder meiner Braut, einen Ingenieur. Wir reisten am andern Morgen zusammen auf der Donau nach Wien. Die Hügellande längs des Stroms machten nicht den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte, die Alpen hatten mich gegen ihre Reize abgestumpft. Abends 4 Uhr landete das Dampfschiff in Rußdorf, es war am 20. Juni, ein Omnibus brachte uns in die Kaiserstadt.



Nach 33 Jahren.

Eine lange Zeit war dahingegangen, 33 Jahre, ohne daß ich je ein Wort vernommen, was aus unsern Reisegefährten, dem Onkel und der Nichte, geworden war. Nach menschlichem Ermessen war er nicht mehr am Leben, von ihr hatte uns der Onkel anvertraut, daß sie bereits mit einem Notar in Köln verlobt wäre, wir hatten keine Ursache, ihm nicht zu glauben, und so mußte sie wohl längst eine sorgliche Hausfrau und Mutter, vielleicht schon Großmutter sein.

Ich war bereits seit mehreren Jahren Professor der Medizin in Straßburg an der neu errichteten Universität, als mich ein Brief von der Hand der Nichte überraschte. Sie wohnte, wie ich daraus erfaß, in einer Stadt am Rheine, jedoch nicht in Köln, war auch nicht verheiratet, sondern war Nonne, ein englisches Fräulein, geworden und hatte den Namen Josephine abgelegt. Der längst zu seinen Vätern heimgegangene Onkel hatte geglaubt, daß ihr lebhaftes Temperament sie für den Ehestand nicht geeignet mache, und sie ins Kloster gebracht. Sie fühlte sich glücklich in ihrem Berufe als Lehrschwester. — Es war klar, der Onkel hatte uns in München hinter's Licht geführt und in frommer Absicht eine irdische Brautschaft vorgeschoben, um eine himmlische für die Zukunft zu sichern. Er hätte bei der Wahrheit bleiben dürfen, ich hatte meinen Brautstand nicht verheimlicht und Freund Eduard nicht die geringste Lust gezeigt, sich zu binden.

Wie war sie dazu gekommen, mir zu schreiben? Sie hatte meinen Namen oft nennen hören, als konsultierender Arzt war ich viel in die Stadt gekommen, wo sie lebte, bei der Seltenheit meines Namens lag

der Gedanke nahe, ich möchte ihr ehemaliger Reisegefährte sein. Sie war neugierig, zu erfahren, was aus mir und meinen Freunden geworden sei, und ob ich meine Luise heimgeführt hätte; der Name meiner Braut war ihr in Erinnerung geblieben.

Gerne gab ich ihr die gewünschten Aufschlüsse, und sie wunderte sich, wie sie mir dankend für meine Zeilen schrieb, welche Lose das Geschick uns bestimmt hatte. Ihr Schleißheimer Tänzer hatte es zum bayerischen Minister gebracht; der andre, der mit ihr zum Schandl über die Brücke chassierte, war Freischärler geworden, 1849 ins Ausland geflüchtet und hatte sich in der Fremde als hochgeachteter Arzt ein glückliches Heim geschaffen.

Sie lud mich ein, sie zu besuchen, und ich war entschlossen, bei nächster Gelegenheit der Einladung zu folgen; aber als ich nicht lange nachher mein Vorhaben ausführen wollte, war Schwester Beate aus dem Leben geschieden.

